In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 62. Posen, den 15. März 1929. 3. Jahrg.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(17. Fortsetzung.)

Sie mußte abbrechen; sie rang nach Atem.

Der alte Mayland nahm die Gelegenheit wahr und fuchtelte mit den Händen durch die Luft.

„Schrei doch nicht so, Marta! Du verstehst eben die Hedwig nicht."

„So! — Ach!" spottete sie. „Und dich versteh' ich wohl auch nicht! Ihr — Ihr seid beide die Richtigen! Du murkst und schuftest als kleiner Buchhalter 'rum, kommst auf keinen grünen Zweig — und verpumpst noch an deine sauberen Herren Freunde dein Geld, stiehlst es Frau und Kind weg — das nennst du Ehemann! Und die Prinzessin, die macht es gerade wie du! Läuft aus einem Haus davon, nach dem ich mir alle zehn Finger geleckt hätte! Schämt sich nicht, ihrem Kind die Zukunft zu verderben! — Hört nicht auf ihren Mann und beträgt sich wie eine —"

„Halt, du!" Mayland hob seine Fäuste vor das glühende Gesicht seiner Frau. „Halt den Mund, du! Was du zu mir sagst, das höre ich nicht mehr. Verstehst du? Aber das Mädel, das sag' ich dir, das Mädel laß in Ruh! Das Mädel tippst du mir nicht an! Das laß ich mir nicht gefallen, verstehst du?"

Frau Martas Gesicht wurde kupferrot.

„Was unterstehst du dich! — Nimm deine Hände weg!"

Aber Mayland war im Schwung.

„Laß ich mir nicht gefallen, sag' ich dir! — Verstehst du?" überschrie der alte Herr die Tobende. „Das Mädel hat mir geholfen, als ich im Dreck saß! — Darauf laß ich nichts kommen! — Und wenn du als Mutter nicht deine Pflicht kennst, dann kenn' ich sie!" Er tippte sich mit allen Fingerspitzen auf die Brust. „Hanns Herbert hat dich gebeten, du sollst auf sie einwirken. Aber du bist zu bequem dazu. — Nun, dann geh' ich! Und du bist ganz still — verstehst du?"

Ein paarmal noch hatte Frau Mayland anfangs den Mund öffnen wollen. Aber der unerwartete, überraschende Widerstand des Mannes, den sie seit Jahren beherrschte und demütigte, der stumm alles duldete und litt um des häuslichen Friedens willen, verblüffte sie derart, daß sie gegen alle Ueberlieferung und Gewohnheit schwieg und sich nur in unerhörter Verwunderung niedersetzte.

Aber auch dem alten Mayland wurde nach seinem Aufbegehren sehr unbehaglich in seiner Haut. Nach den letzten Worten flüchtete er, setzte sich draußen schleunigst den Hut auf und verschwand.

Noch als er längst auf der Straße war und sich schon dem Hause Hedwigs näherte, sah er das Bild seiner zornbebenden Lebensgefährtin vor sich. Wenn er heimkam — das wußte er — hub ein Kampf an, wie er ihn noch nie zu führen gewagt. Aber er würde ihn kämpfen. Auf Hedwig ließ er nichts kommen . . .

Er verschnaufte vor der Wohnung der Witwe Speck. Wie am Abend zuvor, als Hanns Herbert kam, war nur Hedwig zu Hause. Bei dem Schrillen der Glocke erschrak sie heftig. — Kam er noch einmal? Brach er noch einmal wie ein Unwetter mit Bitten, Beschwörungen, Zorn und Vorwürfen über sie herein? „Nicht feig sein, Hedwig," stärkte sie sich; „nicht ausweichen!"

So ging sie entschlossen und öffnete.

„Vater!"

„Hedchen!"

Sprachlos ließ Hedwig ihn ein und führte ihn in ihr Zimmer.

„Du — kommst zu mir?" Wehmütig sah sie ihn an. „Das hat Mutter — erlaubt?"

Verlegen senkte der alte Mayland die Stirn. Hedwig schob ihm einen Stuhl hin.

„Setz' dich, Vater."

„Danke, Hedwig."

Er faltete die Hände zwischen den Knien und blickte zu Boden.

„Wie geht's dir, Kind?"

„Ach, Vater! — Es ist schwer für eine Frau, ihr Brot zu verdienen. Warum soll ich es leugnen? Bitter schwer."

Er hob die Augen, ließ sie über die veränderte Gestalt, das blasse, eingefallene Gesicht, die mageren Hände gleiten. Er erschrak tief.

„Hedchen, hast du nicht doch — übereilt gehandelt?"

„Nein, Vater! Es mußte so sein."

Wieder sah er zu Boden.

„Dann wirst du wohl deine Gründe haben."

Gutmütig nickte der alte, graue Kopf.

„Hanns Herbert war bei uns."

Eine flüchtige Röte huschte über sie hin.

„Er wollte — Mutter sollte dich überreden — zurückzukehren. Aber Mutter wollte nicht. Mutter ist sehr böse auf dich."

Hedwig seufzte.

„Das wußt' ich. Glaub' mir, Vater, als anständiger Mensch konnte ich nicht anders."

„Ich glaub's dir."

Sie schwiegen. Der alte Mayland nestelte an seiner Brusttasche.

„Dein Mann hat uns erzählt, daß du kein Geld von ihm nimmst. Das ist fein von dir. Versteh's auch. Aber — viel hast du doch nicht?"

„Nein, Vater. Und wie lange dauert's noch, dann wird man mich wohl entlassen. In meinem Zustand —"

„Ja." Er räusperte sich. „Hedwig, ich bring' dir dreihundert Mark."

Verblüfft sah sie ihn an.

„Woher hast du das denn? Hat Hanke es dir zurückgegeben?"

Sorgfältig legte er die Scheine hin und strich glättend darüber.

„Verrat' mich nicht, Hedwig! Mutter weiß nichts von dem Geld. — Nein, Hanke hat nur zweimal gezahlt — das ging gleich drauf für Mutter, Teppiche und Kleider — weil sie doch nach deinem Weggang durchaus erst die Wohnung in Ordnung haben wollte. Sie sagte, du wärst ja jetzt reich, du könntest noch warten. Na — dann hörte Hanke wieder auf. Es geht ihm schlecht. Und da hab' ich —" er räusperte sich noch stärker

und musterte seine Stiefelspitzen — „da hab' ich Nebenarbeit gefunden — seit vier Monaten, weißt du. Mutter hat keine Ahnung; die redet immer so viel . . . Ich habe Bücherprüfungen übernommen — des abends, weißt du?" Er lachte in sich hinein. „Mutter denkt immer, ich säße jetzt abends in der Kneipe und macht oft Krach mit mir. Aber ich — wollte es dir doch abzahlen — weil du es brauchst."

Aufschluchzend fiel Hedwig ihrem Vater um den Hals und küßte ihn unter Tränen.

„Du! Wie gut du zu mir bist!"

„Na ja, Kind, na ja —"

Fast beschämt schob er ihr die Scheine hin.

„Nimm."

„Und du brauchst es wirklich nicht selber?"

„Nein, Hedchen. Nicht wahr, von deinem Vater nimmst du das Geld?"

„Ja, Vater — von Herzen gern — du machst mich so froh . . ."

Sie haschte nach einer seiner alten, welken Hände, haschte voll aufjauchzender Dankbarkeit nach der selbstlosen Liebe . . .

Der alte Mayland stand auf.

„Und nun laß mich gleich wieder fort, Hedchen. Ich hab' ja nicht viel Zeit; ich muß doch nun meine Pflicht erfüllen, die ich übernommen habe. Jeden Abend bei Gebrüder Kolowski. Vielleicht kann ich dir jeden Ersten fünfundsiebzig Mark abliefern."

„Ach, Vater! — Komm nur wieder — komm bald wieder!"

Er kratzte sich hinterm Ohr.

„Ja, weißt du, Hedwig . . . wenn die Mutter nicht wär'! Die paßt ja so scharf auf! Die will's ja nicht —" und als er ihr enttäuschtes Gesicht sah — „na, laß nur; ich komm' schon mal wieder. Bis dahin, Hedchen — leb' wohl und bleib' stark!"

Den Arm um seine Schulter, geleitete Hedwig ihn hinaus.

Noch die Treppe hinunter winkte sie ihm zu. Und vergrub sich dann glücklich in ihrem Sessel. Liebe . . . arme, scheue, verschüchterte, selbstlose Liebe hatte er ihr gebracht.

Selbstlose Liebe . . .

Weihnachten.

W e i h n a c h t e n . . .

In allen Häusern blühten traumhaften Blumen gleich die Kerzen am grünen Tannenbaum. Schnee lag in den Straßen und flockte weich herab vom wolkenverhangenen Himmel.

Auch Frau Else ließ es sich nicht nehmen, mit Hilde einen Baum zu schmücken. Woche um Woche hatte das blonde, quecksilbrige Mädchen seinen Aufenthalt verlängert; endlich bekam Hilde auf ihr briefliches Betteln die elterliche Erlaubnis, auch noch über Weihnachten und Neujahr zu bleiben.

Lachend schwenkte sie den Erlaubnisbrief.

„So weit wären wir also! Und ich bettele mich auch noch bis Ostern und Pfingsten durch!"

Emsig putzten die Frauen am Baum.

Hilde hielt inne im Anhängen der Silberkettchen und gläsernen Eiszapfen.

„Wenn ich nur wüßte, wie das ausgehen soll! — Meinst du, er liebt sie noch?"

Frau Else klemmte kummervoll einen Schokoladenring an einen Zweig.

„Wenn er ehrlich gegen sich ist, kann er sie nicht mehr lieben. Sie ist seiner unwürdig geworden durch ihr Benehmen. Jetzt, da sie ein Kind erwartet, hätte sie zurückkehren, hätte allen Trotz beiseite schieben müssen. — Schamlos ist es, sich so zu benehmen."

„Ganz meine Meinung!" bekräftigte Hilde. „Sie ist ja auch wohl nur die Tochter kleiner Leute. Aber glaub' mir, Tantchen, wenn er erst zur Besinnung kommt, wird er mit Abscheu von ihr fliehen. Sie hat ihn verhext, sonst würde er sich gar nicht mehr um sie kümmern!"

„Wir wollen ihn nicht verurteilen. Er irrt, Hildchen. Es tut einer Mutter weh zu sehen, wie ihre Kinder irren."

*

Hanns Herbert hatte schon am Mittag seinen Dienst verlassen. Aber nach dem Essen entfernte er sich wieder aus der Wohnung; er wollte noch einkaufen, gab er vor.

Rasch erledigte er seine Besorgungen in zwei, drei Läden; dann aber stieg er in einen Wagen und fuhr zu Maylands.

Frau Marta begrüßte ihn hocherfreut.

„Reizend von dir, daß du uns nicht vergessen hast," flötete sie. „Vater kommt erst später, Ferdi ist noch bei einem Freund. Du mußt also mit mir vorlieb nehmen."

Er reichte ihr zwei Päckchen, die sie behend öffnete.

„Ach," sagte sie ein wenig enttäuscht. „Ein Bild!"

„Papa sprach davon, es sei sein Traum gewesen, einmal die Schweizer Berge zu sehen. Darum brachte ich es mit."

„So," sagte Frau Marta kühler. Flüchtig betrachtete sie das Bild und stellte es beiseite. Dann öffnete sie das zweite Päckchen. „Wundervoll! Stoff zum Kleid! Weinrot! Gott, wie entzückend!" Sie trat sogleich vor den Spiegel und umkoste ihren allzurunden Leib mit wohlgefälligen Blicken. „Es wird mir ausgezeichnet stehen!"

„Mutter schlug es mir vor. Sie meinte, es würde dich freuen."

„Heißen Dank! Wie lieb von ihr, da doch Hedwig —" Sie brach ab und schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch immer nicht beruhigen über sie!"

„Hedwig," sagte er leise. „Ja, Mama — ich wollte dich fragen — du besuchst doch Hedwig zu Weihnachten?"

„Ich?" Ihre Mutteraugen wehrten eiskalt ab. „Wie käm' ich dazu? Kann sie den Weg nicht ins Elternhaus finden, so mag sie bleiben, wo der Pfeffer wächst!"

Er reichte ihr einen Geldschein.

„Was ich für Ferdi kaufen sollte, wußte ich nicht. Willst du es mir noch besorgen, was du denkst?"

Frau Marta griff zu.

„Natürlich, gern!"

„Ja, Hedwig," fuhr er sinnend fort. „Sieh, Mama, du begreifst, ich habe alles getan, was ich konnte. Hedwig weigert sich. Aber ich kann doch meine Mutter nicht im Stich lassen! Willst du mir nicht raten, Mama?"

„Es ist ein edler, schöner Zug, Hanns Herbert, daß du so für deine Mutter eintrittst!" sagte Frau Marta gerührt. „Ich wünschte, Ferdi täte es auch einmal — meine Tochter hat mich leider gründlich enttäuscht."

„Hedwig!" murmelte er. „Mama, ist nicht eigentlich nun alles zu Ende zwischen ihr und mir? Sie hat das Band zerrissen. Und doch, ich kann's nicht glauben! Ich hoffe noch immer, von Tag zu Tag. Und es ist mir ein so entsetzlicher Gedanke, sie könnte in ihrer Einsamkeit ihrer schweren Stunde entgegensehen!"

„Da ist ihr nicht zu helfen, wenn sie nicht vernünftig wird!"

„Mama, wäre es nicht möglich, daß — du — sie zu dir nimmst? Ich will alles und noch mehr bezahlen, alles Notwendige erledigen! Vielleicht, daß dein Einfluß sie mir dann wieder zuführt. Du bist doch ihre Mutter! Wenn das Kind — dann vielleicht hier . . ."

„Um Gottes willen!" schrie Frau Marta auf. „Alles, Hanns Herbert, nur das nicht!" Sie wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. „Was sollten dann nur die Leute sagen? Die Meyern nebenan fragt sowieso schon immer: ‚Wo bleibt denn Ihre Frau Tochter und Ihr Herr Schwiegersohn? Man sieht sie gar nicht! Sind wohl zu stolz für Sie!' — Nein, Hanns Herbert, das kannst du mir nicht zumuten — das hat sie nicht verdient um ihre Eltern. Wer nicht hören will, muß fühlen! Und dann — ich hab' selber zwei Kinder gehabt — ich weiß, was das für Umstände macht! Ich will die ganze Geschichte hier nicht haben, noch dazu, wo der Ferdi Augen und Ohren hat wie ein Luchs. — Alles, nur das nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Jadwiga.

Novelle von **Fred Westermark.**

Gut vierzig bis fünfzig Jahre wird es nun wohl her sein; soweit ich mich entsinne, hat sich das, was ich jetzt erzählen will, kurz nach dem Berliner Kongreß ereignet, so um 1880 herum. Genau weiß man es nicht mehr, es tut auch nicht viel zur Sache. Jedenfalls — es herrschte Krisenstimmung an den Grenzen der südosteuropäischen Staaten. Und besonders in der Ecke bei Czernowitz, wo Rußland, Oesterreich und Rumänien zusammenstießen.

Solche Krisen äußern sich zunächst immer in Zollschikanen, und diese standen damals, was Oesterreich und Rumänien anbelangt, in fabelhafter, wahrhaft exotischer Blüte. Erst verbot Oesterreich die Ausfuhr von Wolle, dann Rumänien die Ausfuhr von Getreide, dann Oesterreich die Einfuhr von Schlachtvieh, dann Rumänien die Einfuhr von Stoffen. Schließlich war ratzekahl alles verboten, auf beiden Seiten der galizisch-rumänischen Grenze standen alle fünf Meter Grenzwachen, und es konnte bald keine Maus mehr ungesehen herüberwechseln.

Am schlimmsten, wie gesagt, war es südlich von Czernowitz. Das war dann freilich die glückhafte, hohe Zeit für alle Schmuggler — je schwieriger das Passieren der Grenze, je schärfer die Bewachung, desto größer der Gewinn. Und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß in dieser Gegend auf beiden Seiten von hundert Grenzanwohnern fünfzig berufsmäßige Schmuggler waren —, die anderen fünfzig trieben es nur gelegentlich als einträgliche Nebenbeschäftigung.

Immerhin, bei aller Pfiffigkeit, bei aller Schlauheit und dem sprichwörtlichen Wagemut dieser tollen Gesellen ließ der immer straffer gezogene Grenzkordon die Schwierigkeiten allmählich derart anwachsen, daß die Schmuggelei aufhörte, ein Geschäft zu sein. Sie wurde ein Vabanque-Spiel, wo man für eine winzige Gewinnchance sein Leben als Einsatz geben mußte. Und nachdem erst ein paar Dutzend Leute unter den Kugeln der Grenzbeamten verblutet waren, wandten sich viele dieser mehr interessanten als ehrlichen Beschäftigung ab, harrten zähneknirschend auf bessere Zeiten und bemühten sich inzwischen, auf andere langweiligere und anstrengendere Art, nämlich durch Arbeit, ihren Lebensunterhalt zu fristen.

Einer von denen, die diesem bitteren Muß gehorchten, war ein gewisser Boleslaw Zarski aus Rocze am Sereth, der sich rühmte, von einem polnischen Schlachzizen abzustammen und deshalb alle übliche Arbeit wie eine Demütigung haßte und mied. Er war ein mächtiger Gesell, annähernd fünfzig Jahre alt, groß, dunkelblond, mit der Nase eines Adlers und den harten, scharfen und erbarmungslosen Augen eines Falken. Die anderen Einwohner von Rocze erzählten sich Wunderdinge von all den wilden Abenteuern, die Zarski erlebt haben sollte — und es schien, wenn man das narbenzerrissene Gesicht dieses Mannes betrachtete, daß die Leute nicht allzu stark übertrieben.

Als es diesem Abenteurer aus Passion mit der Schmuggelei nicht mehr recht gedeihen wollte — eine Tätigkeit, mit der er ein kleines Vermögen ebenso rasch verdient wie verjubelt hatte —, ging Zarski, selber stolz wie ein verrückter Graf, zu dem unermeßlich reichen Grafen Sandek, dem fast das ganze Land von Kiribaba bis zum Sereth gehörte, und sagte, er wolle bei ihm Schafhirt werden. Das ist dort unten ein angesehener und wichtiger Posten, ein Amt, das nur einem Menschen anvertraut wird, auf dessen Zuverlässigkeit man schwörte. Sandek willigte mit Freuden ein — man sagt, dunkle Verwandtschaftsbeziehungen sollen dabei mitgespielt haben —, und drei Tage später bezog Zarski mit seiner Tochter Jadwiga eine kleine Blockhütte an einem kleinen Flüßchen mit dem schwer aussprechbaren Namen Konjurghacz, der einige dreißig Kilometer vom Sereth entfernt unerwartet aufhört und in einem kraterähnlichen See plötzlich und offenbar für immer entschwindet.

Hier, von menschlichen Siedlungen meilenweit entfernt, hütete Zarski, seit Jahren verwitwet, in völliger Einsamkeit die nach Tausenden zählende Schafherde des Grafen Sandek. Und es darf angenommen werden, daß er es nur tat um seiner Tochter willen, die ein feines und zartes Mädchen von seltener, fremdartiger Schönheit war, wie man sie von Lemberg bis Braila in ähnlicher Vollendung nicht zum zweiten Male auffinden würde —, obschon es doch feststeht, daß hier die schönsten Mädchen von ganz Osteuropa zu Hause sind.

Zarski konnte es nicht dulden, daß seine schöne Tochter, die er mit heidnischer Liebe verehrte, auf die Almosen der Nachbarn angewiesen sein sollte. Deshalb hatte er den schweren Gang zu dem Herrn von Sandek getan, deshalb hatte er dies Amt übernommen, das in jener wilden Gegend wenig Idyllisches mit sich verband, bei dem er manche Gefahren, manche Kämpfe mit Räubern zu gewärtigen hatte.

Boleslaw Zarski fuhr häufig mit seiner Tochter auf dem See herum und legte Reusen und Netze aus, angelte auch zuweilen und versuchte auf diese Art in die etwas eintönige Speisefolge, mit der Jadwiga ihm notgedrungen aufwarten mußte, ein bißchen Abwechslung zu bringen. Einmal, bei einer solchen Gelegenheit, passierte es ihm, daß ihm sein Stock, den er vor Jahren aus einer Erle geschnitten und mit einer grotesken kunstvollen Schnitzerei versehen hatte, über den Bootsrand glitt. Ehe er recht zugreifen konnte, war der Stock von dem immer ein wenig gurgelnden und unruhig quirlenden Wasser verschlungen und konnte auch, trotz aufmerksamster Beobachtung des Wassers und der Ufer, nicht wieder aufgefunden werden.

Zarski fluchte mörderisch auf alle Heiligen und alle Teufel, acht Tage lang. Als er gerade begonnen hatte, sich an den Verlust zu gewöhnen, erschien eines Morgens in seiner Hütte der Müller Tokuzziu, der auf rumänischer Seite, ziemlich 20 Kilometer südwärts, an irgendeinem namenlosen Flüßchen eine kleine Mühle bewirtschaftete . . . Nur so, zum Schein der Gerechtigkeit freilich; Zarski kannte den Müller von ganz anderen, gemeinsamen und dunklen Geschäften her.

Kaum hatten sich die beiden wortkarg begrüßt, als Zarskis Augen vor Erstaunen groß und rund wurden. Denn der andere, der Rumäne, trug am Gürtel Zarskis verloren gegangenen und schmerzlich beklagten Stock. Tokuzziu sah den Blick des anderen und lächelte verschmitzt. Dann gab es ein leises Geflüster hin und her, in dessen Verlauf Zarski erfuhr, daß sein Stock von dem andern im Mühlenwehr hängend aufgefunden worden wäre, daß also offenbar zwischen diesem See hier und dem Flüßchen dort unten, das ohne eigentliche Quelle ziemlich breit und behäbig aus einer Sandsteinhöhle hervortrat, irgendeine unterirdische Verbindung bestehen müsse.

Zarski und der Rumäne sahen ungeahnte Möglichkeiten vor sich. Um der Sache auf den Grund zu gehen, warf Boleslaw am nächsten Tage einen Hammel in den See — achtundvierzig Stunden später konnte Tokuzzin den glücklichen Empfang bestätigen. Zarskis Augen glühten vor Unternehmungslust. Nie hätte er es freilich fertig gebracht, seinen Grafen zu berauben — anvertrautes Gut war ihm heilig —, aber sonst? Schmuggel war in seinen Augen und in denen der anderen Grenzanwohner nichts Ehrenrühriges, war echtes Manneswerk; so suchte er seine alten Beziehungen auf, knüpfte neue Verbindungen an, und Tag für Tag wurde ihm nur die Kontrebande ins Haus gebracht. Die Ballen wurden schön säuberlich in Tierhäute gepackt, die kein Wasser durchließen, rings herum wurde, um die Sachen leichter und schwimmfähiger zu machen, Baumrinde gebunden, und in der Dunkelheit der Nacht warf Zarski dann die Packen in den See, während der Müller sie am nächsten Morgen vor dem Staugitter der Mühle ziemlich mühelos auffing.

Das ging so ohne Zwischenfall gut zwei oder drei Monate. Alle vierzehn Tage erschien Tokuzziu bei dem Hirten zur Abrechnung und sie teilten sich den Gewinn. Einmal, als sie bei einer Flasche Schnaps wieder einmal Abrechnung hielten und Jadwiga noch draußen beschäftigt war, rückte der Rumäne dichter an Zarski heran, zog den schiefen Mund noch schiefer, strich sich mit der Hand über die Stirn, unter der tiefe Augen wild und gierig wie die eines Wolfes glühten und sagte: „Boleslaw, Bruderherz! Ich liebe dein Mädel, die Jadwiga. Gib sie mir zur Frau."

Zarski musterte seinen Gast einen Augenblick von der Seite — mit einer Verachtung, unter der Tokuzzius, sonst keineswegs feige, zusammenduckte, musterte diesen kleinen häßlichen Bastard aus romanischem und slawischem Blut, stand dann langsam auf und öffnete breit die Hüttentür.

„Wenn Jadwiga kommt, und du bist noch da, so werde ich ihr befehlen, dich anzuspeien," sagte er.

Tokuzziu entwich ohne Gruß. Zarski aber ging über diesen Wortwechsel hinweg, als wäre es nicht gewesen, und jeden Abend versenkte er seine Pakete ruhig und mit großer Selbstverständlichkeit im See.

Drei Tage später war Jadwiga verschwunden.

Zarski unternahm nichts, um sie aufzusuchen, nach ihrem Verbleiben zu forschen. Er mochte seine Gründe haben, denn er so ganz ruhig blieb in einem Augenblick, da ihm das Liebste verloren ging, was sein stolzes und hartes Herz besaß. Der Graf Sandek hat ihn gerade damals in seiner Brettdroschke aufgesucht und später immer wieder erzählt, daß an seinem Hirten nichts, aber auch durchaus nichts Außergewöhnliches zu entdecken gewesen wäre.

Boleslaw Zarski ging seinem Amt nach, verhandelte mit seinen Komplizen und versenkte Abend für Abend die Konterbande in dem unruhigen und geheimnisvollen See.

In der vierten Nacht nach dem Verschwinden Jadwigas heulten die Hunde vor der Hüte von Zarski und er wußte, daß Jadwiga zurückgekommen war. Sie war noch blasser als früher — noch schöner auch, aber ihre Knie zitterten und in ihren Adern wütete das Fieber. Zarski betrachtete sie still, — sie setzte sich in eine Ecke und schluchzte. Schließlich fand sie ein paar arme Worte, aus denen er entnehmen konnte, daß der Rumäne sie beim Reisigsammeln überrascht hatte, mit einem Knüppel betäubt, geknebelt und entführt hatte. Dreißig Kilometer weit hatte er das Mädchen auf den Schultern getragen, mitten durch den doppelten Kordon der Grenzwachen hindurch.

„Lebt er?" fragte Zarski.

Sie nickte traurig und wurde rot. „Ich fand nicht den Mut, ihn im Schlaf zu töten, ich fand den Mut nur mir selbst gegenüber."

Sie schüttete mit einer harten Bewegung aus einem Tuch einige Dolden der Tollkirsche auf den Lehmboden. Zarski nickte still. Plötzlich begann er zu weinen, und während Jadwiga sich über die Bark warf und in furchtbaren Krämpfen zuckte, barg der Mann sein Haupt in ihrem armen, gemarterten Körper.

Als Tokuzziu am nächsten Morgen an das Mühlwehr ging, um das gewohnte Paket herauszufischen, hing darin die entsetzlich entstellte Leiche des Mädchens, deren schönen Leib er alle die letzten Nächte genossen hatte. Ihr Antlitz schimmerte blaß aus dem Wasser, matt und farblos wie ein Bild in einem Spiegel. Ihre Augen waren groß und weit offen und ruhten mit fürchterlicher Drohung auf dem Rumänen. Er floh entsetzt. Man hat ihn dann später ergriffen wegen dringenden Mordverdachtes, und schließlich nach kurzem Prozeß gehängt. Denn es war bekannt geworden, daß er Jadwiga entführt hatte, und die Richter dort unten machen kurzen Prozeß, wenn eine Sache so offensichtlich ungünstig für den Beschuldigten steht. Ueber seine herausgestammelten Erzählungen von Zarski und dem unterirdischen Schmuggel ging man mit einem ungläubigen Achselzucken hinweg. Schließlich hatte man nicht Zeit, solche Märchen nachzuprüfen, und auch nicht Lust.

Vielleicht war es ein Glück für den Rumänen, daß er auf diese Art aus dem Leben gewischt wurde. Wäre er freigesprochen, hätte Zarski sicher noch eine andere und grausamere Art der Rache gefunden. Nun, als er sich überzeugt hatte, daß Tokuzziu am Galgen baumelte, verschwand er plötzlich. Weit unten bei Kronstadt trieb dann Zarski einige Jahre hindurch als besonders verwegener und grausamer Pascher sein Handwerk. Bis sie ihn schließlich erwischten und nach fürchterlichem Kampfe töteten. Sein Gesicht war von vielen Wunden zerfetzt — man gab sich nicht die Mühe, ihn zu identifizieren. Aber es heißt, daß dies der verschwundene Zarski vom Sereth gewesen ist.

Die beleidigte Schönheit.

Von **Hermann Kasack.**

Zu einer Zeit, als der photographische Apparat noch nicht erfunden war, ereignete sich ein Vorfall, der leicht einem andalusischen Photographen seine Existenz und seine photographische Karriere hätte vernichten können, wenn er ihm nicht mit einem wirklichen Einsatz seines Lebens begegnet wäre.

Eine schon etwas ältere Dame, die auf Jugendlichkeit ihres Aeußeren mehr Wert legte, als sie selbst darüber verfügte, hatte sich bei ihm photographieren lassen. Als sie indessen die fertigen Bilder abholen wollte, geriet sie über die ihrer Ansicht nach unmögliche Aehnlichkeit so außer sich, daß sie den Photographen wegen absichtlicher Bildentstellung und Betrugs zu verklagen drohte. „Meine Großmutter haben Sie auf die Platte gebracht, nicht mich!" schrie sie unaufhörlich. Der Photograph, indem er die temperamentvolle Erregung der Dame ermaß, sah einen großen Skandal, wie der Prozeß auch ausgehen mochte, voraus, zumal da er selbst zugestehen mußte, daß die Dame heute viel vorteilhafter aussah als in jenen Momenten, die die Bilder festhielten. Da er nun an der Güte des Apparats ebensowenig zweifeln konnte wie an der Qualität seiner Arbeit, fand er des Widerspruchs Lösung einzig darin, daß sich sein Gegenüber diesmal viel glücklicher zurechtgemacht hatte als für die photographische Sitzung. Die nähere Betrachtung des glänzend bemalten, geschminkten und gepuderten Gesichts bestätigte seine Annahme durchaus.

Dem bedrängten Mann, der solchen Künsten gegenüber die Aussichtslosigkeit einer Rechtfertigung wohl einsah, blieb, um nicht in den Ruf eines schlechten Photographen oder gar eines Schwindlers zu geraten, nichts anderes übrig, als mit unbeschreiblicher Grandezza der beleidigten Schönen einen Heiratsantrag zu machen. Diese, darin mehr als Ausgleich, jedenfalls volle Genugtuung fühlend, nahm ebenso gern wie rasch an. Ueber die Ehe ist nichts Ungünstiges bekannt. Das photographische Atelier, das seitdem nur noch mit starken Retuschierungen arbeitet, erfreute sich des besten Zulaufs.

Vierzehn Jahre als Einsiedler.

Ein Missionar hat unlängst in der Provinz Kansou in China einen Mann entdeckt, der seit vierzehn Jahren, von allen anderen Einwohnern völlig abgeschlossen, als Einsiedler vegetierte. Er war in einem so bedauernswerten Zustand, daß der Missionar ihn nach Nanking bringen mußte.

Der Mann, der im Alter von ungefähr 40 Jahren stand, war völlig verwahrlost und halb verhungert. Die Leute der Umgegend versicherten, der sonderbare Einsiedler hätte sich noch nie aus seiner Einöde hervorgewagt und während dieser vierzehn Jahre nie ein Wort mit irgend jemand gesprochen.

Nach einer mühevollen medizinischen Behandlung besserte sich der Zustand des Unglücklichen ein wenig. Er konnte nun einige Worte hervorstoßen. Mehrmals wiederholte er, er wäre Amerikaner. Er weiß nichts vom Weltkrieg. Ein Wort, das er ständig ausspricht, ist „Atie". Dieses Wort hat der Untersuchungsbehörde eine neue Richtlinie gegeben. Neben dem Verließ, in dem der Einsiedler hauste, wurde ein kleiner Grabhügel mit einem schon morsch gewordenen Kreuz darüber entdeckt. Auf diesem stand in verwischter Schrift der Name „Katie" geschrieben. Einige ältere Einwohner der Gegend glauben, sich an einen Mann und eine Frau erinnern zu können, die vor langen Jahren die Provinz durchwanderten. Der Mann, der chinesischen Sprache kundig, wollte ins Gebirge, um nach Goldminen zu forschen. Alle beide verschwanden eines Tages aus Ling-Fo, einem kleinen Dorf in der Umgebung, und seit der Zeit fehlte jede Spur von ihnen.

16 tanzende Großmütter.

Eine neue Verjüngungskur haben sich die Großmütter Amerikas ausgedacht. Aus Tampa kommt die Nachricht, daß in der Tanzschule von Ines Noel Armour regelrechte Tanzkurse für 16 Großmütter in dem dazu erforderlichen Alter eingerichtet worden sind. Anläßlich der 400-Jahrfeier der Stadt Tampa wurde diesen bejahrten Tanzelevinnen Gelegenheit gegeben, ihre Künste der Oeffentlichkeit vorzuführen.

In einem spanischen Hoftanz, der einen besonderen Anziehungspunkt des Festes bildete, beteiligten sich neben einer Schar blühender junger Tänzer und Tänzerinnen auch die erwähnten 16 Großmütter und bewiesen so viel Grazie und Temperament, wie man es sich nur bei einer Tänzerin wünschen mag.

Aber sie können noch mehr, diese modernen Großmütter. Sie nehmen einen richtiggehenedn Kursus in klassischen Tänzen und üben die schweren russischen Tänze, die leichten griechischen Reigen und alle Arten moderner Tänze mit Feuereifer ein. Sie machen alles genau so wie die 17jährigen, all die Drehungen und Wendungen, Knixe, Pirouetten, Spitzentänze, Schleif- und Galoppschritte usw., und wer sie sieht, würde nie auf den Gedanken kommen, daß es würdige Großmütter sind. Merkwürdigerweise hat keine dieser Großmütter in der Jugend getanzt. Vielleicht haben sie gerade deshalb soviel Freude daran. Sie behaupten alle, daß das Tanzen sie gesund und jung erhält. Außerdem sind sie alle fest von den speziellen wohltuenden Einwirkungen dieses Sportes überzeugt. Eine dieser Damen behauptet, das Tanzen habe ihre Gedächtnisschwäche kuriert, eine andere gibt an, es habe ihr eine größere Konzentrationsfähigkeit verliehen. Eine Dritte gar behauptet, erst durch das Tanzen sei ihr Selbstvertrauen geweckt worden. Auch Frau Armour, die Lehrerin, bestätigt, ihrerseits eine auffallende gesundheitliche und psychologische Stärkung ihrer Schülerinnen im Verlaufe des Unterrichtes beobachtet zu haben.

■ Aus aller Welt. ■

Das Märzheft von Paul Kellers illustrierten Monatsblättern „Die Bergstadt" ist soeben erschienen und bringt auf seinen mehr als 100 Seiten in illustrierten und unillustrierten Abhandlungen, in Erzählungen, Novellen und Kurzgeschichten wieder eine solche Fülle von Belehrung und Unterhaltung, von besinnlichem Ernst und launiger Heiterkeit, daß wir uns hier mit dem Hinweis auf die wertvollsten Beiträge begnügen müssen. Das Märzheft enthält u. a.: Die sieben Sorgen des Kriminalrats. Ein heiterer Roman von Rudolf Haas. — Der neue Rubens. Eine seltsame Geschichte aus dem Künstlerleben von Lu Volbehr. — Herr Meyer mit ey und Herr Maier mit ai. Eine Humoreske von Paul Keller. — Husch um die Ecke. Das Mättelisepp i kommt! Jugenderinnerungen von Heinrich Federer. — Bergschreck und sein Sohn Waldschreck. Eine Tiererzählung von Wilhelm Hochgreve. — Das Gelübde. Historische Erzählung von Felix Janoske. — Adolph Menzels Ahnen. Ein Beitrag zur Ahnenkunde von Dr. Alfred Schellenberg. — Rassen, Völker und Probleme Nordafrikas. Eine weltpolitische Studie von Dr. Paul Mohr (illustriert). — Vielseitigkeit im künstlerischen Schaffen. Eine kunstphilosophische Abhandlung von Dr. Joh. Günther (illustriert). — Frühlingsfahrten in Harzer Städtchen. Eine Reiseschilderung von Helene Heine (illustriert). — Gedichte von Heinrich Federer, Ruth Schaumann, Emil Hadina, Frida Schanz, Bruno Hans Wittek. Auch dieses Bergstadtheft beweist wieder, daß diese ausgezeichnete Familienzeitschrift sich bewußt von allem Magazinmäßigen und Verkrampften, von allem Sensationellen und Verstiegenen fernhält, ohne deshalb trocken oder langweilig zu werden. Monatlich ein reich illustriertes Heft zum Preise von 1,50 RM. Probehefte sind bei jedem Buchhändler erhältlich oder direkt beim Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn in Breslau I.

Moissis Pflichtgefühl. In Neuyork ereignete sich kürzlich folgendes: Der bekannte Schauspieler Alexander Moissi wirkte in Ibsens „Gespenster" mit. In dem Augenblick, da er die Bühne zu betreten hatte, erhielt er ein Telegramm, das er überflog und dann in die Tasche steckte. Dann betrat er die Bühne und spielte seine Rolle besser denn je, so daß er einen großen Erfolg erntete. Als man ihn nachher fragte, ob er eine gute Nachricht erhalten habe, erzählte der Schauspieler, daß ihm das Telegramm die Nachricht vom Tode seiner Mutter gebracht hatte. Der Theaterdirektor meinte, unter diesen Umständen hätte niemand von ihm verlangt, die Bühne zu betreten, worauf Moissi antwortete: „Meine Mutter würde nichts anderes von mir erwartet haben, als daß ich meine Rolle zu Ende spiele."

■ Fröhliche Ecke. ■

Er hat genug davon. Chef: „Sagen Sie mal! Sie sind vier volle Wochen fortgeblieben, um sich zu verheiraten!"

Angestellter: „Beruhigen Sie sich! Es wird nicht wieder vorkommen!" („Matin".)

Sommerbekanntschaften. Frau Huber: „Unsere Töchter scheinen sich zu befreunden. Ich würde ja gern Ihre Tochter zu uns nach Berlin einladen, aber wir sind etwas beschränkt."

Frau Schmidt: „Ach, das macht nichts, meine Rosl ist auch grad' nicht die G'scheiteste!"